

## 1. *Es war einmal im Mittleren Westen*

*Lass es gut sein*, dachte ich. Ich lag auf meinem Bett in dem Haus, in dem ich groß geworden war. Damals hielt ich mich in meiner Heimatstadt in Oklahoma auf, weil ich mir selbst einen Boxenstopp auferlegt hatte. Ich versank in einem Sumpf aus Papier: Studienführer, überarbeitete Versionen meines Lebenslaufs, Listen mit freien Wohnungen in Chicago und ein Modekatalog von J.Crew, aus dem ich mir gerade einen Wintermantel aus Wollgabardine für fünfhundert Dollar bestellt hatte. Und zwar einen in Olivgrün, nicht Schokoladenbraun, denn ich habe rote Haare, und in Chicago, das war mir gerade wieder eingefallen, war es doch ein bisschen kühler als in Los Angeles, wo ich noch bis vor wenigen Wochen gelebt hatte. Die ganze Woche war ich schwer beschäftigt gewesen – lesen, suchen, formulieren, shoppen, bestellen – und nun völlig ausgelaugt. Meine Augen tränkten vom vielen Lesen, mein Mittelfinger war ganz verschrumpelt vom Befeuchten, um schneller die Seiten durchblättern zu können, meine Lieblings-Flauschsocken waren schmutzelig und verschwitzt, weil meine Füße schon seit zwei vollen Tagen darin steckten. Ich brauchte eine Pause.

Ich beschloss, zur J-Bar zu fahren, einer einfachen Kneipe im Ort, wo sich einige Freunde von früher zu einem weihnachtlichen Umtrunk verabredet hatten. Eigentlich hatte ich kurz vorher abgesagt, denn ich hatte ja noch so viele enorm wichtige Dinge zu erledigen, doch jetzt erschien mir das Glas Chardonnay nicht nur verlockend, sondern notwendig. *Un-*

*verzichtbar*. Leider sah ich völlig verwahrlost aus – das ist der Nachteil, wenn man sein Zimmer über achtundvierzig Stunden lang nicht verlässt. Nicht dass ich jemanden hätte beeindrucken müssen. Schließlich war ich hier aufgewachsen, in diesem durchaus hübschen und auch relativ wohlhabenden Städtchen, das aber nicht unbedingt ein Ort war, wo man sich aufbrezeln musste, nur um ein Glas Wein trinken zu gehen.

Also wusch ich mir einfach das Gesicht, tuschte mir schnell die Wimpern schwarz – ein absolutes Muss für eine Frau mit roten Haaren, blasser Haut und hellen Augen – und befreite mein Haar aus dem schlaffen Pferdeschwanz. Dann schlüpfte ich in einen ausgebleichten hellblauen Rollkragenpullover und meine zerrissene Lieblingsjeans, trug noch ein bisschen Lippenbalsam auf und rauschte aus der Tür. Schon eine Viertelstunde später befand ich mich in der Gesellschaft meiner alten Freunde und eines Glases Chardonnay und genoss das angesäuselte Gefühl, das nicht nur der erste Alkohol am Abend hervorruft, sondern auch die angenehme Vertrautheit, mit Menschen zusammen zu sein, die man schon seit Ewigkeiten kennt.

Da sah ich ihn – einen Cowboy – am anderen Ende des Raums. Er war groß, kräftig und geheimnisvoll, trank Bier aus der Flasche, trug Jeans und, das fiel mir sofort ins Auge, Cowboystiefel. Und dann dieses *Haar*: Dieses Prachtstück von einem Kerl hatte sehr kurzes silbergraues Haar – viel zu grau für sein jung wirkendes Gesicht, aber gerade grau genug, dass ich sofort an Cary Grant in *Der unsichtbare Dritte* denken musste, und schon ging meine Phantasie mit mir durch. Lieber Himmel, was war das für eine Erscheinung, dieser verwegene *Marlboro Man* da hinten. Ich starrte ihn noch ein paar Minuten an, dann atmete ich tief durch und stand auf. Ich wollte unbedingt seine Hände sehen.

Unauffällig schlenderte ich zur Bar, wo er an der Theke lehnte. Zur Tarnung stibitzte ich vier Kirschen von einem Tablett und legte sie auf eine Papierserviette. Heimlich schielte ich auf seine Hände. Sie waren groß und kräftig. Bingo.

Ehe ich mich versah, waren wir mitten im Gespräch.

Er war Rinderzüchter in vierter Generation und lebte auf einer Ranch, über eine Stunde von meiner kultivierten Heimatgemeinde entfernt. Sein Urgroßvater war Ende des 19. Jahrhunderts aus Schottland eingewandert und im Lauf der Jahre bis in die Mitte des Landes vorgestoßen. Dort lernte er ein einheimisches Mädchen kennen, heiratete sie und wurde ein erfolgreicher Kaufmann. Seine Söhne waren die ersten in der Familie, die um die Jahrhundertwende Land erwarben und Rinder hielten, und ihre Nachkommen konnten sich schließlich in der gesamten Region als erfolgreiche Viehzüchter durchsetzen.

Von alledem wusste ich natürlich nichts, als ich an jenem Abend in der Kneipe vor ihm stand, mit meinen spitzen, teuren Stiefeln von Donald Pliner scharrte und mich nervös umschaute. Zu Boden blickte. Zu meinen Freunden hinübersah. Mich zusammenriss, um nicht allzu offensichtlich in seine eisblau-grünen Augen zu starren oder, noch schlimmer, vor Begierde zu sabbern. Außerdem hatte ich an dem Abend noch viel zu erledigen: Prospekte studieren, meinen Lebenslauf erneut überarbeiten, meine geliebten schwarzen Pumps putzen, eine Pflegemaske auftragen, vielleicht zum tausendsten Mal mein *West-Side-Story*-Video gucken. Doch ehe ich mich versah, war eine Stunde vergangen, dann zwei. Wir redeten bis spät in die Nacht, und der Raum um uns herum verschwamm, so wie in der *West Side Story*, als Tony und Maria sich in der vollen Disco zum ersten Mal begegnen. *Tonight, tonight, it all began tonight. I saw you and the world went away.*

Meine Freunde kicherten und tranken Wein an dem Tisch, an dem ich sie zurückgelassen hatte; sie merkten nicht, dass ihre rothaarige Freundin soeben vom Blitz getroffen worden war.

Bevor ich innerlich zum zweiten Mal den Refrain des Liedes anstimmen konnte, verkündete plötzlich mein Tony – der geheimnisvolle Cowboy –, er müsse jetzt gehen. *Gehen?*, dachte ich. *Wohin? Es gibt doch keinen anderen Ort auf dieser Erde als diese verrauchte Kneipe ... oder?* Für ihn offenbar schon: Sein Bruder und er wollten in ihrem kleinen Heimatort einen Weihnachtstruthahn für Bedürftige braten. *Hmm. Nett ist er also auch noch*, dachte ich und verspürte einen Stich.

»Tschüs«, sagte er mit einem freundlichen Lächeln. Und damit stapfte er in seinen wunderbaren Stiefeln aus der J-Bar. Ich sah seiner dunkelblauen Wrangler hinterher, in der ein Körper steckte, der offenbar aus Granit gemeißelt war. Ich musste schlucken, hatte irgendwas im Hals und konnte trotz des Qualms in der Bar noch seinen Geruch wahrnehmen. Ich wusste nicht mal, wie er hieß. *Hoffentlich nicht Billy Bob, wie alle Cowboys*, dachte ich.

Ich war mir sicher, dass er mich am nächsten Morgen anrufen würde, vielleicht um 9.34 Uhr. Die Stadt war nicht besonders groß, er konnte mich also ausfindig machen, wenn er wollte. Aber er rief nicht an. Nicht um 11.13 Uhr, nicht um 14.49 Uhr, auch nicht zu irgendeiner anderen Uhrzeit an jenem Tag, in jener Woche oder in jenem Monat. Wann immer ich mir während dieser Zeit erlaubte, an seine Augen zu denken, an seine muskulösen Oberarme, an die zurückhaltende, ruhige Art, die ihn so stark von all den dummen Stadtjungs unterschied, mit denen ich mich in den vergangenen Jahren abgegeben hatte, stieg Enttäuschung in mir auf. Eigentlich war es sowieso egal, sagte ich mir. Ich wollte nach Chicago. In eine neue Stadt. In ein neues Leben. Es war total sinnlos, jetzt mit

jemandem von hier etwas anzufangen, und dann auch noch mit einem frühzeitig ergrauten Cowboy in Wrangler-Jeans. Cowboys reiten schließlich auf Pferden, tragen Halstücher, pinkeln im Freien und schnitzen Holz. Sie nennen ihre Kinder Dolly und Travis und hören Countrymusic.

Sprich: das absolute Gegenteil von mir.

Sechs Monate vorher saß ich mit J in einer Sushi-Bar und teilte ihm mit, dass ich Los Angeles verlassen würde: »Ich fahr jetzt erst mal zu meinen Eltern, ich brauche einen Bosenstopp.« Nervös probierte er seinen Seeigel.

Ich hatte sechs Jahre in L. A. gelebt und vier davon mit ihm verbracht. Als Erstsemester war ich in diese riesengroße Metropole gekommen und hatte in den folgenden Jahren alles in mich aufgesogen, was sie in kulinarischer Hinsicht, an Shopping-Möglichkeiten und sonstigen städtischen Annehmlichkeiten zu bieten hatte. Da ich aus dem eher ruhigen Mittleren Westen stammte, kam ich mir vor wie im Schlaraffenland. Die vier Jahre, die ich an der University of Southern California studierte, standen nicht nur im Zeichen von Seminaren, Prüfungen und Hausarbeiten, sondern auch von zufälligen Begegnungen mit Stars, leckerem Essen und Jungs. Ich hatte schon alles erlebt – ich hatte auf dem Sunset Strip gefeiert, Sean Penn mit Madonna im Kino gesehen, James Garner im Fahrstuhl geküsst und die Unruhen nach dem Urteil im Rodney-King-Prozess überlebt. Und seltsamerweise wusste ich plötzlich an jenem Abend, als ich mit J in der Sushi-Bar saß, dass ich genug hatte.

Nicht von Los Angeles. Sondern von J.

Der süße südkalifornische Surfer-Typ, der mir gegenüber saß, hatte keine Ahnung, dass es ein Amerika östlich der Mojave-Wüste gab. Seit dem College waren wir unzertrennlich

gewesen, doch jetzt, vier Jahre später, verkündete ich zwischen Gurken-Maki und Tamago, dass ich Los Angeles verlassen und nach Hause fahren würde, anstatt ihm nach San Francisco zu folgen, wo er eine Woche zuvor einen neuen Job als Ingenieur angenommen hatte. Er hatte zugesagt, weil es für ihn eine tolle Chance war, außerdem war er davon ausgegangen, dass ich mitkommen würde; das schien der nächste logische Schritt für ein Paar zu sein, das seit vier Jahren zusammen war. Zuerst hatte ich das auch gewollt. Doch in der Woche nach seiner Zusage hatte ich das Gefühl, mein gesunder Menschenverstand würde mich heftig an den Schultern rütteln.

Ich wollte nicht länger in Kalifornien leben. Ich wollte nicht länger mit J zusammen sein. Ich wollte weg. Es hatte damit angefangen, dass ich eine schwache Sehnsucht nach meinem alten Leben verspürt hatte, die immer stärker geworden war, und als J seinen neuen Job annahm, war ich mir ganz sicher, dass ich zurück in den Mittleren Westen wollte. Vielleicht nach Chicago. Das wäre näher dran an zu Hause – ich bräuchte nicht einen ganzen Tag mit ein- oder zweimal Umsteigen, sondern es wäre nur ein kurzer Flug. Ich wollte wieder näher bei meiner Familie, bei meinen Freunden sein.

Außerdem passte das Klima besser zu meiner Gesichtsfarbe.

Vor allem aber wollte ich raus aus dem Würgegriff einer Beziehung, die in eine Sackgasse münden würde, wie es im Buche steht. Wenn ich jetzt nicht ging, würde es bloß noch schwieriger werden.

»Ich komme nicht mit«, verkündete ich. »Es fühlt sich einfach nicht richtig an«, sagte ich, und dann ging es weiter mit abgeschmackten Sprüchen:

»Ich kann nicht einfach so mit dir kommen.«

»Ich muss lernen, auf eigenen Füßen zu stehen.«

»Ich weiß gar nicht, warum ich eigentlich noch hier bin.«

Aus meinem Mund kam ein jämmerliches Klischee nach dem anderen, zäh wie die Wasabi-Paste, die ich in meine Sojasoße rührte. Es war grässlich, wie ich mich anhörte.

»Ich fahre für eine Weile zu meinen Eltern ... Ich hab das Gefühl, ich muss erst mal einen klaren Kopf bekommen«, fuhr ich fort.

»Aber du kommst doch bald wieder, oder?« J trank ein großes Glas Sake.

J.

Irgendwie war er schwer von Begriff.

Einige Wochen später betrat ich das Haus meiner Eltern. Obwohl ich eigentlich ein eher blasser, sommersprossiger Typ bin, hatte meine Haut nach mehreren Jahren in L. A. zwangsläufig einen goldbraunen Ton angenommen, schließlich war ich dort immer zu Fuß zum Auto gegangen. Ich ließ mein kalifornisches Gepäck im Flur fallen, stürzte die Treppe hinauf und warf mich bäuchlings auf das Bett in meinem Zimmer. Fast augenblicklich schlief ich ein und verließ in der folgenden Woche kaum einmal die Geborgenheit meiner ausgebleichen, kuscheligen pfirsichfarbenen Laken. Puggy Sue, der von mir heiß geliebte Familienhund, kuschelte sich an mich und rührte sich tagelang nicht vom Fleck, und die weichen Samtöhren des Mopses waren der perfekte Trost für mein verwirrtes, unentschlossenes Herz.

Ab und zu setzte sich mein Bruder Mike zu mir. Er war anderthalb Jahre älter als ich und hatte nichts Besseres zu tun. Aufgrund einer Entwicklungsstörung begnügte er sich gern damit, mir über den Kopf zu streicheln, mir zu sagen, wie hübsch ich sei, oder mir mitzuteilen, dass er morgens zum

Frühstück Brötchen mit Fleischsoße oder ein »K-K-Käseomelett« gegessen hatte. Ich lauschte ihm, als handelte es sich um die jährliche Ansprache des Präsidenten zur Lage der Nation. Es tat so gut, zu Hause zu sein! Irgendwann bat Mike mich dann, ihn zur Feuerwache Nr. 3 zu bringen, wo er regelmäßig herumhing, und jedes Mal lehnte ich mit der Begründung ab, ich sei zu beschäftigt. Dann zog er beleidigt von dannen, und ich schlief noch ein bisschen. Es war herrlich.

Manchmal war ich lange genug wach, um ein bisschen durch die wunderbaren alten Zeitschriften auf meinem Nachttisch zu blättern – eine Ausgabe von *Seventeen* hatte Phoebe Cates auf dem Cover, die in den Achtzigern mit Teeniefilmen berühmt geworden war –, meine Nägel zu feilen oder einfach nur dazuliegen und die zarten weißen Blümchen auf meiner grauen Tapete in Gedanken neu zu ordnen, so wie ich es immer als kleines Mädchen getan hatte.

Manchmal weinte ich auch: Ich hatte einfach unheimlich viel in J investiert. Obwohl ich mich für stark und selbstbewusst gehalten hatte, war ich in Kalifornien kläglich abhängig von ihm geworden. Ich schämte mich, dass ich mich an diesen Trott gewöhnt hatte – dass ich in jenen tiefen Graben von Unsicherheit und Angst gefallen war, ein Schicksal, das so viele junge Frauen zwangsläufig einmal im Leben ereilt. Einmal ... wenn sie Glück haben. Ich weinte aber auch vor Erleichterung. Es fühlte sich an, als hätte ich jahrelang die Luft angehalten und könnte nun endlich ausatmen. Tagelang atmete ich einfach nur durch. Ich weinte, weil ich J verlassen hatte, zum Glück nicht andersherum, was wirklich mies gewesen wäre.

Ich weinte, weil er süß war und ich mich an ihn gewöhnt hatte.

Ich weinte, weil er mir fehlte.

Um Zeit totzuschlagen, begleitete ich meine Großmutter Ga-Ga zum Abendessen mit ihren besten Freundinnen, die sich einmal in der Woche in ihrer dreißig Kilometer entfernten Heimatstadt trafen. Dieses Essen fand regelmäßig dienstags abends im Ideal Café statt, und sie hatten mich dazu eingeladen. Ich hatte allerdings nicht damit gerechnet, dass mein erstes Treffen mit Ga-Ga, Ruthie, Delphia und Dorothy so mörderisch aufreibend werden würde; ich bestellte vegetarische Beilagen wie Kartoffelbrei und grüne Bohnen und sah den Damen dabei zu, wie sie so abscheuliche Gerichte wie Leber mit Zwiebeln, paniertes Beefsteak und Hackbraten verdrückten, während sie über das bevorstehende Kirchenfest plauderten, darüber, wie viel die pensionierten Lehrer bei ihrem Kuchenbasar eingenommen hatten und wie groß die Kinder aus der Nachbarschaft geworden waren. Am Ende teilten sie sich alle gemeinsam zwei Stück Pie – immer Rhabarber und Zitronenbaiser –, derweil bestellte ich mir noch eine Cola light und blickte ständig auf die Uhr. Ich konnte nicht fassen, wie wichtig sie das alles fanden. War ihnen denn überhaupt nicht klar, wie klein ihre Stadt war? Und wie groß Los Angeles? Wussten sie gar nichts von der weiten Welt da draußen? Langweilten sie sich nie? Ich liebte Ga-Ga wirklich von Herzen, aber ihr Kleinstadtleben war für mich fast unmöglich zu ertragen. Ich war für Größeres bestimmt.

Sehr viel Größeres.

Als sie ihren Pie vertilgt hatten, verabschiedeten wir uns voneinander, und ich fuhr nach Hause, wo ich zwei weitere Tage im Bett verbrachte.

Doch eines schönen Tages sprang ich einfach aus den Federn und blickte nicht mehr zurück. Worüber hatte ich mich eigentlich zu beklagen? Ich hatte ein bisschen Geld auf der hohen Kante und, solange ich so bequem umsonst bei mei-

nen Eltern in ihrem Haus am Golfplatz wohnen konnte, keine nennenswerten Ausgaben. Ich hatte alle Zeit der Welt, um mich auf Chicago vorzubereiten. Und J, mein ständiger Begleiter in den vergangenen 1460 Tagen (plus/minus ein paar Stunden), war nirgends zu sehen. Es dauerte nicht lange, bis mir wieder klar wurde, wie jung ich war, und allmählich wurde mir bewusst, dass ich mit meiner Mitte zwanzig tun und lassen konnte, was ich wollte.

Auch wenn J das noch nicht so recht begriffen hatte.

Meine erste Verabredung nach dem Ende der Ära J hatte ich mit Tracy, einem schnuckeligen blonden Anwalt aus der Stadt. Wir gingen viermal miteinander aus und lachten die ganze Zeit, aber er war viel zu alt für mich – fast dreißig! – und fand mich wahrscheinlich ein bisschen oberflächlich. Nach Tracy kam Jack, ein Engländer, der als Aushilfs-Tennislehrer im Country Club arbeitete. Ich fand seinen Akzent umwerfend, aber er war zwei Jahre jünger als ich, also viel zu jung. Dann kam ein Typ, mit dem ich mal auf einer Kirchenfreizeit zusammen gewesen war. Er lebte mittlerweile in einer weit entfernten Stadt und hatte gehört, dass ich wieder in Oklahoma war. Süß, aber ganz sicher nichts für länger. Es folgten ein paar Abendessen mit verschiedenen Männern, nicht der Rede wert.

Dann traf ich Mr. B., einen Mann, der sechzehn Jahre älter war als ich, Handicap 3 hatte und ziemlich gut küssen konnte.

Küssen – das war eigentlich alles, was Mr. B. und mich verband. Tracy hatte mich ein paarmal ins Kino und ein-, zweimal zum Essen eingeladen. Jack und ich waren mit seinem Hund spazieren gegangen. Mr. B. und ich saßen einfach nur rum und knutschten. Es ging immer von ihm aus – es war fast

so, als wäre es eine vollkommen neue Beschäftigung für ihn, und meine Lippen waren ständig rissig. Trotzdem war es super – keine Verpflichtungen, kein Risiko, keine großen Erwartungen. Nach einem Monat hatte ich, ehrlich gesagt, genug davon, mir ständig neuen Lippenbalsam kaufen zu müssen, und beendete die Sache behutsam. Am nächsten Abend rief er mich weinend an und erzählte mir, dass er mich gerade als einzige Begünstigte in seine Lebensversicherung eingetragen habe. Irgendwann im Lauf jenes Monats hatte Mr. B. beschlossen, dass ich »die Auserwählte« war, die Antwort auf all seine Junggesellengebete. Er sagte, er hätte sich vorgestellt, dass wir irgendwann heiraten würden, und er könne nicht verstehen, dass ich mit ihm Schluss gemacht hätte, obwohl wir so offensichtlich füreinander geschaffen seien. Anscheinend hatte er schon angefangen, unsere Hochzeit zu planen, sich sogar schon Gedanken über das Menü und den zweiten Vornamen unseres rothaarigen, blauäugigen, blassen dritten Kindes gemacht. Er verlor offenbar keine Zeit.

Mr. B. redete ununterbrochen und weinte – heulte – zwei geschlagene Stunden lang. Und während ich ihm zuhörte und versuchte, so freundlich und mitfühlend wie möglich zu sein, merkte ich plötzlich, dass ich J vermisste; der konnte zwar nicht besonders gut küssen und hatte seiner Liebe und Zuneigung auch nur selten Ausdruck verliehen, dafür neigte er aber auch nicht dazu, alberne Pläne zu schmieden und weinend zusammenzubrechen.

Da vermisste ich das Stadtleben und begann, ernsthaft über Chicago nachzudenken. Wie eilig ich es auch gehabt haben mochte, aus L. A. zu flüchten, mein kurzer Aufenthalt zu Hause hatte mir gezeigt, dass ich eigentlich in die Großstadt gehörte. Ich vermisste die Annehmlichkeiten, die Cafés an jeder Ecke, die bis Mitternacht geöffneten Buchläden. Die

unzähligen kleinen Take-aways, die Kosmetikläden und koreanischen Nagelstudios, wo die Damen eifrig um mich herumwuselten und mir in Fünf-Minuten-Intervallen die Schultern kneteten, bis ich kein Geld mehr hatte.

Ich vermisste die Anonymität – die Möglichkeit, zum Markt zu gehen, ohne meiner Lehrerin aus der dritten Klasse über den Weg zu laufen.

Ich vermisste das Nachtleben – die Gewissheit, dass man sich jederzeit schick machen und etwas essen oder trinken gehen konnte.

Ich vermisste die Restaurants – die Asiaten, Thailänder, Italiener, Inder. Ich hatte genug von Kartoffelbrei und grünen Bohnen.

Ich vermisste die Kultur – die sichere Gewissheit, dass die wichtigen Broadway-Musicals in die Stadt kamen.

Ich vermisste das Shoppen – die ausgeflippten Boutiquen, die große Auswahl an Geschäften, den Schaufensterbummel.

Kurz: Ich vermisste die Stadt. Ich musste mich langsam mal auf die Socken machen.

Da rief Kev an. *Kev*. Meine erste große Liebe, meine erste Leidenschaft, die nichts mit Billy Idol oder Duran Duran zu tun gehabt hatte. Wir waren in der Highschool ein Paar gewesen, und in den acht Jahren, die seitdem vergangen waren, hatten wir uns immer mal wieder getroffen, weil uns noch eine tiefe Zuneigung verband, schließlich war er meine erste große Liebe gewesen und ich seine. Natürlich hatten wir zwischenzeitlich andere Partner gehabt, aber Kev war einfach immer für mich da gewesen. Schließlich hatte er mir gehört, bevor er irgendjemandem sonst gehört hatte. Und ich ihm. Als die Anruferkennung mir an dem Abend, als ich mit Mr. B. Schluss gemacht hatte, seinen Namen anzeigte, kam mir das wie die Rettung vor.

Kev, natürlich – was für eine super Idee! Er hatte gerade sein Jurastudium abgeschlossen und überlegte jetzt wohl, wo er als Nächstes hingehen sollte. Na klar. *Kev*. Endlich. Wir waren mittlerweile erwachsen, waren uns vertraut, ungebunden und fühlten uns wohl miteinander. Schlagartig wurde mir klar, welche Möglichkeiten wir hatten, und schon Sekunden später wusste ich: Kev und ich, das war vielleicht die perfekte Lösung. Ich wusste bereits alles über ihn, was es zu wissen gab, es würden also keine dunklen Geheimnisse ans Tageslicht kommen, wir konnten uns sogar die nervenaufreibende Flirt- und Kennenlernphase sparen, was mir nach den zahllosen Dates, die ich in den letzten Monaten gehabt hatte, sehr entgegenkam. Anstatt komplett von vorn zu beginnen, konnten Kev und ich einfach da weitermachen, wo wir aufgehört hatten; ich konnte innerhalb von zwei Tagen meine Sachen packen und zu ihm fahren, egal, für welche Großstadt er sich entschieden hatte: Chicago, Philadelphia, Washington, D.C. Mir war alles recht. Ich musste weg von Mr. B.s Lippen. Und von seiner Lebensversicherung.

»Hey ... hier ist Kev«, sagte die Stimme am anderen Ende der Leitung. Sie klang genau wie immer.

»Kev!«, sagte ich in einer Mischung aus Aufregung, Vorfreude, Nostalgie und Hoffnung.

»Hör mal, weißt du was?«, sagte er. Meine Phantasie überschlug sich: *Er hatte einen Job gefunden und wollte, dass ich mit ihm kam. Sag schon, Kev! Ich bin bereit. Und die Antwort ist ein überzeugtes Ja.*

»Ich heirate«, sagte Kev. Ich bekam wacklige Knie.

Am nächsten Tag fing ich an, meine Sachen für Chicago zu packen.

Einen Monat später traf ich den Cowboy in der verrauchten Kneipe und war hin und weg von ihm. In den vier darauffol-

genden Monaten bereitete ich meinen Umzug nach Chicago vor. Der verwegene Marlboro Man, den ich Weihnachten in der J-Bar kennengelernt hatte, tauchte zwar gelegentlich in meinen Gedanken auf, aber ich sagte mir jedes Mal, es sei gut, dass er nicht angerufen hatte. Ich konnte nichts gebrauchen, das mich vom meinem Entschluss abhielt, in die Zivilisation zurückzukehren.

Zurück zu normalen Menschen.

Ich beschloss, die Hochzeit meines ältesten Bruders Doug im April abzuwarten, solange bei meinen Eltern zu bleiben und ein paar Wochen später nach Chicago zu ziehen. Mein Aufenthalt zu Hause hatte ja sowieso nur ein Boxenstopp sein sollen, und bald schon würde Chicago meine neue Heimat sein. Es hatte mir dort immer so gut gefallen – der Rhythmus dieser Stadt, das Klima, die süßen katholischen Jungs. Es kam mir ganz natürlich vor, dorthin zu gehen. Außerdem wäre es ein großer Schritt hin zur endgültigen Trennung von J, der theoretisch immer noch nicht ganz von der Bildfläche verschwunden war, obwohl er dreitausend Kilometer entfernt wohnte.

J und ich waren immer noch nicht offiziell getrennt. Es war schon Monate her, dass ich Kalifornien verlassen hatte, aber wir hatten uns trotzdem noch ab und zu besucht. In den Wochen vor der Hochzeit meines Bruders hatte ich mich jedoch von ihm zurückgezogen. Je mehr Zeit ich ohne ihn verbrachte, umso deutlicher erkannte ich, dass die Grundlage unserer Beziehung vor allem meine Abhängigkeit von ihm gewesen war, solange ich in Los Angeles lebte. J war in Orange County geboren, in Newport Beach, und hatte seine gesamte Kindheit dort verbracht, und durch ihn (und seine Eltern) hatte ich fern meiner eigenen Heimat ein gemütliches, sicheres zwei-

tes Zuhause gehabt. Ich wusste, wen ich am Wochenende besuchen konnte, wenn der USC-Campus einer Geisterstadt glich; ich hatte eine Familie, die sich immer freute, wenn ich vorbeikam; ich hatte einen Ort, der mir vertraut war. Es war bequem. Einfach.

Dann rief J wieder häufiger an und drängte mich, nach Kalifornien zurückzukehren – ich wusste, dass ich das nicht tun würde, hatte aber nicht den Mut, ihm das klipp und klar zu sagen. Mein Umzug nach Chicago war ein guter Anlass dafür, ich musste J also noch ein bisschen hinhalten, bis ich ihm die Neuigkeit eröffnen würde. J aber wollte wieder mit mir zusammen sein, er meinte, wir müssten bloß ein bisschen an uns arbeiten. Darauf hinarbeiten, irgendwann zu heiraten. An dem Wort »arbeiten« in diesem Zusammenhang stimmte irgendwas nicht, fand ich. Aber J ließ nicht locker: Wenn es nach ihm gegangen wäre, hätte alles wieder so werden sollen wie früher. Als ich noch in Kalifornien war. Als ich noch ganz und gar ihm gehörte.

Doch ich war über J hinweg. Meine Verabredungen mit all den unterschiedlichen Typen in den vergangenen Monaten hatten mir gezeigt, dass ich überhaupt noch nicht bereit war, sesshaft zu werden, und dass jegliche Leidenschaft, die ich vielleicht im ersten Jahr unserer Beziehung für J empfunden haben mochte, schon vor langer Zeit durch den Wunsch nach Stabilität ersetzt worden war, die mir während meiner Jahre in Los Angeles gefehlt hatte – denn die Stadt konnte trotz der vielen Partys, der unzähligen Geschäfte und des allnächtlichen Glamours manchmal ein schrecklich einsamer Ort sein.

Ein paar Tage vor der Hochzeit meines Bruders beschloss ich, dass der richtige Augenblick gekommen war. Teils aus Feigheit und teils weil ich wusste, dass ich es am Telefon nie-

mals herausbringen könnte, schrieb ich J einen langen, rührseligen Brief. Darin lud ich ihn von unserer Familienfeier aus, zu der er eigentlich hatte kommen wollen, und beschönigte all die Gründe, warum ich der Meinung war, dass wir endgültig Schluss machen sollten. Zu meiner Überraschung war er einverstanden, nicht zur Hochzeit zu erscheinen, doch er wich beunruhigenderweise jedem weiteren Gespräch über unsere Beziehung aus. »Dann kommst du einfach in ein paar Wochen zurück?«, sagte er. Ich war mir nicht sicher, ob er begriffen hatte, was in meinem Brief stand. Aber so war es in meiner Beziehung mit J immer gewesen: Wir hatten nie gut miteinander reden können.

Zur Hochzeit meines Bruders ging ich mit Walrus, dem besten Freund meines Bruders aus Connecticut. Walrus mit seiner Brille und seiner lieben, lustigen Art war genau der Richtige, um mich an jenem Wochenende abzulenken und aufzumuntern. Währenddessen jammerte meine Schwester Betsy herum und ärgerte sich, dass sie noch im ersten Semester am College war, also zu jung, um mit einem Siebenundzwanzigjährigen auszugehen. Walrus war wirklich total niedlich, wir hingen die ganze Zeit wie Kletten aneinander. Beim Probeessen saßen wir zusammen, und auf der anschließenden Party alberten wir herum. Dann machten wir die halbe Nacht durch, unterhielten uns, tranken Bier und taten nichts, was einer von uns beiden später hätte bereuen müssen. Während der Trauung selbst lächelte Walrus mir zu und zwinkerte. Ich lächelte zurück, denn ich fühlte mich frei und war ganz aus dem Häuschen wegen Chicago, freute mich auf meine Freiheit und auf meine Zukunft.

Walrus war genau die richtige Medizin, wenn auch nur für zwei Tage. Er war der perfekte Begleiter für ein Wochenende. Nach dem Empfang gab er mir einen Gutenachtkuss und

sagte: »Bis zur nächsten Hochzeit.« Als alle Festlichkeiten vorüber waren, mein Bruder mit seiner neuen Frau nach Hawaii abgereist war und am späten Sonntagnachmittag mein Telefon klingelte, war ich mir deshalb sicher, dass es Walrus sein musste. Wahrscheinlich rief er vom Flughafen aus an, um sich zu verabschieden oder um noch mal zu betonen, wie viel Spaß ihm das Wochenende mit mir gemacht hätte.

»Hallo?«, meldete ich mich.

»Hallo ... Ree?«, sagte eine dunkle männliche Stimme am anderen Ende.

»Hey, Walrus!«, rief ich erfreut. Danach blieb es eine Zeitlang still.

»Walrus?«, wiederholte ich.

Da war sie wieder, diese tiefe Stimme: »Du erinnerst dich vielleicht nicht mehr an mich – wir haben uns Weihnachten in der J-Bar kennengelernt.«

Es war der Marlboro Man.

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Ree Drummond**  
**Das Glück trägt Cowboystiefel**  
**Eine wahre Liebesgeschichte**

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2012